Donna Inez.

Erzählung von H. Lesser.

(19. Fortsetzung.)

„Gut! Und da du dich ist du, es sei ziemlich gleichgültig, ob du oder Hernandez? Empfiehl mich deiner Herrin und sage ihr, es sei mir viel daran gelegen, lebendig nach Hause zu kommen. Was werdet Ihr mit den beiden Indianern?" fragte ich dann den mir bekannten Indianer.

„Wir bringen sie zu Hernandez; er wird sagen, was mit ihnen geschehen soll."

„Ist Hernandez hier in der Nähe?"

„Wer kann es wissen, Sennor?"

Ich überlegte einen Augenblick, ob ich den Indianern sagen sollte, daß ich ihren Herrn aufgefunden habe, fand es aber dann geratener, nur vorerst Hernandez ins Vertrauen zu ziehen. Ich zog meine Brieftasche und schrieb auf ein Blatt, daß und unter welchen Umständen ich mit Don José Padilla zusammengetroffen sei, und bat um Kleider für ihn, wie um Nahrungsmittel; den Zettel übergab ich dem Indianer, der versprach, ihn Hernandez zu überliefern. Mit einer gewissen Scheu fragte der Mann dann: „Du wohnst in dem Hause der alten Götter, Alemano?"

Als ich dieses bestätigte, sagte er leise und sich scheu umblickend: „Es ist dies sehr gefährlich für dich und kann leicht dein Leben kosten; ich warne dich, Alemano, verlasse das Haus der Götter."

Nach wenigen Worten verschwanden alle Mayas mit den gebundenen Negern im Walde. Ich ging mit meinen Bananen zum Tempel zurück und berichtete mein Erlebnis dem harrenden Padilla, gedachte auch der Warnung, welche der Indianer ausgesprochen hatte. Don José war sehr betroffen, daß man mich so rasch und nachdrücklich verfolge, freute sich aber, daß die Mayas wachsam seien. Er billigte, daß ich vorläufig nur an Hernandez über seine Befreiung Kunde gelangen ließ. Was des Indianers Warnung anlangte, meinte er, daß diese nur von der abergläubischen Scheu komme, mit welcher die Eingeborenen diese Ruinen betrachteten. Er war glücklich in der nach so harter und langer Gefangenschaft wiedererlangten Freiheit und sah die Welt im rosigsten Lichte. Da der Wind sich gedreht hatte und nun in die Oeffnung unserer Zelle unangenehm hineinblies, suchte ich uns in dem kleineren der Säle unten ein anderes Heim. In einem bald gefundenen trockenen Raum ließen wir uns nieder, und ich schaffte genügend Gras und Laub herbei, um uns zwei behagliche Lagerstätten zu bereiten.

Der Haziendero schlief viel, und ich benutzte meine unfreiwillige Muße, um das ganze Gebäude einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen.

Der Tag verging, und nichts störte unsere Ruhe. Die Hoffnung, Hernandez kommen zu sehen, wurde getäuscht. Die Nacht sank herab, und ich zündete vor unserem Zimmer ein Feuer an. Wir plauderten vom Zustande des Landes, von seiner Geschichte seit der Befreiung vom spanischen Joch.

„Diese Kolonien haben eine verhängnisvolle, blutige Vergangenheit; doch ich hoffe zu Gott, daß Ducro und Herrea segensvolle Zustände heraufführen werden. Kämpfe und Blut wird es kosten, aber die Freiheit werden wir uns erringen."

Endlich schlief Padilla ein, und ich suchte, wie er, mein Lager auf, im Traum noch einmal mit dem scheußlichen, alten Neger um mein Leben ringend. Ich erwachte, als ich an der Schulter gerüttelt wurde, fühlte aber auch gleichzeitig eine Hand auf meinem Mund, welche in richtiger Vorahnung einen kräftigen Seemannsausdruck im Keime erstickte. Nicht ohne Erstaunen sah ich im Dämmerlichte Don José neben mir kauern, mir durch die Gebärde Schweigen anempfehlend. Gleichzeitig wurde mein Ohr von einem seltsam fremdartigen Gesang berührt. Kaum vernehmbar flüsterte der Haziendero: „Stille, um Gottes willen," und schnitt so jede Frage ab.

Wir saßen im Hintergrunde des Hauses am Boden, etwas zur Seite der Oeffnung, konnten aber doch durch diese hinausschauen. Der Gesang eintönig und wild, von Baßstimmen ausgeführt, dauerte fort und kam näher.

Endlich erblickte ich einen Zug von Menschen, der sich langsam und feierlich durch den Hofraum bewegte. Staunend sah ich Gestalten in langen, weißen Gewändern, Schlangen und anderes ausgestopftes Getier um die Köpfe gewunden, im hellen Mondschein vorüberziehen; sie sangen, während sie im Takt einherschritten.

Zwei dieser so seltsam gekleideten Männer — Indianer waren es, das war zu erkennen — trugen metallene Pfannen in den Händen, auf denen Räucherwerk brannte.

So ununterbrochen singend, ging die Prozession auf den Ausgang, der nach dem Turme führte, zu. Zwei in die gewöhnliche Tracht gekleidete Indianer, welche einen der gefangenen Neger gebunden zwischen sich führten, schlossen den Zug, der mehr lebendig genug an ferne Vergangenheit erinnerte.

„Was ist das, Sennor?" fragte ich leise.

„Sie feiern einen ihrer alten Heiligen," entgegnete er leise, „und jeder Unberufene, der in der Nähe gefunden wird, verfällt rettungslos dem Tode."

Ich erschrak, ob uns gleich keine unmittelbare Gefahr bedrohte. Dennoch konnte ich es nicht unterlassen, vorsichtig zum Eingang zu kriechen und hinauszulugen.

Um den Tempelturm, auf dessen Spitze jetzt ein Feuer brannte, wand sich, einer Schlange gleich, der Zug, der aus vierzig bis fünfzig Menschen bestehen mochte. Immerhin tönte der Gesang zu uns herunter. Der Neger, welcher mitgeführt ward, unterbrach die Leute plötzlich mit wildem Geschrei und schien sich zu weigern, weiter mitzugehen.

Der Gesang verstummte, und ich sah, wie einige Indianer sich auf den Schwarzen stürzten, ihn niederwarfen und den sich Sträubenden auf ihren Schultern hinauftrugen.

Immerfort schrie der Neger: „Hilfe, was wollt ihr, ihr roten Schufte? Was wollt Ihr mit mir beginnen? Hilfe!"

Das Geschrei drang matter zu unseren Ohren, wenn der Schwarze auf der anderen Seite der Pyramide war, um wieder in voller Stärke herüberzutönen, wenn die langsam aufsteigende Prozession den Gefangenen auf unsere Seite führte.

Es war ein Nachtbild, welches schauerlich wirkte durch das sich immer steigernde Verzweiflungsgeheul des Negers. Wir waren wie gebannt, Don José und ich, und dachten gar nicht daran, unser Heil in der Flucht zu suchen. Trotz des Geschreies berührte mein ängstlich lauschendes Ohr plötzlich ein leichter Schritt; ich greife zur Waffe und schaue um mich. Katzenhaft schleicht sich eine dunkle Gestalt im Schatten der Mauer nach unserem Zufluchtsort. Ich erschrak in der Tiefe der Seele; sie kam langsam näher. Ehe ich noch einen Entschluß fassen konnte, was im Falle der Entdeckung zu tun sei, flüsterte der Kommende leise: „Alemano, wo bist du?"

„Oh, Gott sei Dank, das ist Hernandez."

„Hier!" raune ich ihm zu, und gleich darauf tritt des Mayas hohe Gestalt in unsere Behausung.

Sein Auge sucht den Haziendero. Er geht auf ihn zu und faßt seine Hand: „Armer Don José! Kommt," fuhr er fort, „Ihr seid in Todesgefahr, wenn man Euch hier entdeckt."

Er nahm, ohne ein Wort weiter zu sagen, Don Joses Arm und ging mit ihm hinaus, ich folgte.

Mit der größten Vorsicht schritten wir an der Mauer hin. Ein Mark und Bein erschütternder Schrei, der von der Spitze der Pyramide herabklang, machte uns stillestehen. „Fort, fort," drängte der Maya, „sie kommen gleich herab."

Wir schritten dauernd weiter, denn der Schrei, der von oben herabklang, war ein Todesschrei. Um den Eingang zu erreichen, der in den vorderen Saal oder Hof führte, mußten wir den Schatten der Mauer verlassen und wohl zwanzig Schritte im hellen Mondschein zurücklegen.

Ehe wir uns von der Mauer lösten, warf Hernandez und wir mit ihm einen Blick nach der Pyramide. Um den Altar standen alle dicht gedrängt, die hinaufgewallt waren, und über der Gruppe schwebte der Dampf des Räucherwerkes, welches in der Pfanne brannte. Wiederum erhob sich der rauhe Gesang. „Jetzt kommt," sagte der Indianer, „und rasch." Wir traten in den Mondschein hinaus und schritten der Pforte zu, als ein wildes Geheul von oben uns sagte, daß wir gesehen worden seien.

„Fort, schnell! Es gilt das Leben!" rief Hernandez, zog mit aller Kraft den taumelnden José nach vorn, und ich folgte, meine Büchse spannend. Kaum waren wir in dem Gange, der die beiden Höfe miteinander verband, als Schritte vernehmbar wurden, die uns entgegenkamen, begleitet von dem scharfen Ruf einer befehlenden Stimme. Hernandez blieb stehen.

„Heilige Jungfrau, es ist vorbei!" stöhnte der sonst so kaltblütige Indianer.

Zu unserem Erstaunen sagt Don José: „Hier hinein!" und wandte sich rechts zu einer in der Dunkelheit kaum erkennbaren Nische. Wir folgten unwillkürlich, und zu unserem noch größeren Erstaunen zeigte es sich, daß die Nische einen geschickt durch die Konstruktion des Mauerwerks verkleideten Ausgang hatte, der uns nach wenigen Schritten in ein Gemach führte, welches sein Licht nur von oben empfing.

Jede Schritt durch eine Türöffnung in einen benachbarten Raum, der gleich wie der vorige, ohne Fensteröffnung war. Dort zeigte sich in einer Ecke eine Oeffnung, von welcher Stufen in die Tiefe hinabführten.

„Gib mir den Arm, Hernandez, und laß uns hinabsteigen," sagte der Haziendero, und den beiden folgte ich, nicht an 30 Stufen hinabsteigend, zu deren Füßen ein Gang sich öffnete, welcher imgerecht, wie es schien, verlief.

„Nun vorwärts, der Gang ist ganz eben," sagte Don José, „hierher folgt uns niemand, selbst wenn die Verfolger den Eingang durch die Nische kennen oder entdecken sollten."

Gehorsam schritt der Indianer, den Haziendero am Arm, ins Dunkel hinein. Ich folgte, Schritt vor Schritt, mit der Hand an der Mauer hinstreifend.

Schweigend gingen wir so und trotz der dichten Finsternis ziemlich rasch geraume Zeit fort. Ich hatte meine Schritte zu zählen begonnen und deren mehr als tausend so zurückgelegt, als sich vor uns ein schwacher Lichtschein zeigte.

Nach kurzer Frist sahen wir vor uns eine Treppe, welche nach oben führte. Wir stiegen hinan und befanden uns in einem länglich viereckigen Raum von geringer Ausdehnung, der, nach oben geschlossen, Licht durch eine unter der Decke ringsum laufende Reihe von lutenartigen Oeffnungen empfing.

„Wo sind wir denn, Don José?" fragte Hernandez.

„Im Grabe des Königs, Hernandez. Nie wagt einer deines Stammes es zu betreten, ja, sie wagen es kaum, ihm zu nahen."

„Und Sie kennen diesen unterirdischen Gang?"

„Er war nur mir und meinem Bruder bekannt; einer unser Vorväter hat ihn entdeckt. Wenn auch einige von den Deinen Kenntnis von seiner Existenz haben sollten, so scheucht abergläubische Furcht sie von ihm zurück; sie glauben, den rächenden Geist des toten Königs heraufzubeschwören, wenn sie die Ruhe des Grabes stören. Vor Indianern sind wir hier sicher."

Er setzte sich matt auf einen Stein, und wir taten das gleiche. Nach einer Weile fragte er den in Sinnen versunkenen Indianer: „Was war das für ein Schauspiel auf dem Tercalli?"

„Nein, Don José!" entgegnete der Indianer, „ehe ich Eure Frage beantworte, erklärt mir, durch welches Wunder Ihr, nachdem wir Euch so lange für tot gehalten, dem Leben wiedergegeben seid?"

Der Haziendero gab ihm, wie mir, kurz an, was ihm in den letzten Monaten begegnet sei, und fügte hinzu: „Dieser tapfere Alemano hat mich gerettet und die schwarze Bestie getötet, die mich in so unmenschlicher Weise gequält hat."

Stumm horchte der Indianer, dann sagte er: „Euer Erscheinen wird Aufsehen in bel Vas erregen."

„Das wird es," sagte nachdrucksvoll Don José, „doch sage mir eines, kluger Hernandez, der du durch keine verborgenen Kanäle so vieles erfährst, hält Donna Inez mich für tot, oder wußte sie, daß ich hier lebendig begraben war?"

„Sie hält Euch für tot," entgegnete bestimmt der Indianer. „Der Neger muß, indem er Euch ohne ihr Wissen am Leben erhielt, noch seine besonderen Zwecke verfolgt haben."

Nach einer Weile fuhr der Haziendero fort: „Doch jetzt, was war das im Tempel dort?"

„Es wird Euch bekannt sein, Sennor, daß einige von den Meinen, besonders die in den Bergen wohnen, noch im stillen an den Glauben ihrer Väter hängen und dessen Gebräuche heimlich ausüben. Ich selbst, da ich früh für die Kirche bestimmt wurde, gehörte nicht zu den Eingeweihten, doch wußte ich, daß am Neujahrstage im tiefsten Geheimnis eine Feier hier stattfindet. Das, was wir heute gesehen haben, muß angesichts der bevorstehenden Kämpfe dem Kriegsgotte unserer Väter gelten; man hat ihm auch nach der Weise der Vorzeit geopfert."

„Ein Menschenopfer dargebracht?"

„So ist es. Der Neger muß als Feind, als Kriegsgefangener, in ihre Hände gefallen sein."

„Ich gab an, unter welchen Umständen.

„Nun," sagte der Indianer, „so hat er, was er verdient, und dabei noch einem guten Zweck gedient."

„Wie das?"

„Diese dort, und es waren sicher nur Mayas aus den Bergen, welche zum Opferaltar emporstiegen, werden jetzt, wo sie dem Gott ein Menschenleben dargebracht haben, fechten wie die Teufel. Ich kam zur rechten Zeit, Euch zu retten. Mit Schrecken hörte ich schon von ferne den Gesang der Priester, sah näherkommend die Prozession emporsteigen und dachte schaudernd Eures Loses, wenn man Euch entdeckte. Ihr wäret, wie der Neger, auf dem Altar abgeschlachtet worden; ich hätte Euch beim besten Willen nicht zu retten vermocht."

(Fortsetzung folgt).

Der Vater.

Skizze von Frederic Brand.

„Oskar, wirst Du sofort hierher kommen!" rief der Vater mit Sieg verstimme seinem Sprößling zu.

Oskar, der in der lustigen Absicht, die den kleinen Ort begrenzte, zurückgeblieben war, um den Reiern, die auf dem Wasser umherschwammen, zuzusehen, hob erschreckt die Hand schützend gegen die Stirn, als wolle er einen drohenden Schlag abwehren.

„Hierher kommst Du!" befahl der Vater.

Er war eine Hünengestalt mit wuchtigem Kopf, aus dem zwei grünblaue Augen unter buschigen Brauen prüfend hervorfunkelten. Er hatte seinen Arm aus dem seiner Frau befreit, um seinen Sohn mit energischer Handbewegung zu sich heranzuwinken. Furchtsam schlich Oskar näher. Doch der Vater trat ihm zwei Schritte entgegen und packte ihn derb am Ohr: „Hab' ich Dir nicht befohlen, in der Nähe des Wassers hinter uns zurückzubleiben?!" herrschte er seinen Sohn an, der ein klägliches: „Aa—au" von sich gab.

„Laß ihn doch," bat die Mutter. „Der wird jetzt gehorsam sein."

„Ich weiß, was ich tue," grollte der Mann. „Und Du, paß auf! Ich spaße nicht!" drohte er nochmals dem Sohn. Dann setzte die Familie ihren Spaziergang fort.

Oskar blieb eine Weile artig an der Seite seiner Eltern. Doch auf die Dauer zog der See ihn wieder mächtig an. Er blieb einen Augenblick stehen, um ein Boot zu betrachten. Dann fesselte ein Schwan von neuem seine Aufmerksamkeit, dann die spielenden Fische.

Plötzlich wandte der Vater das Haupt. Oskar war nicht mehr an seiner Seite. Eine Strecke weit zurück stand Oskar, den Oberkörper über den Rand des Sees gebeugt, und sah auf das Wasser, darin die Fische spielten.

„Da hört doch alles auf!" zürnte der Vater, ließ abermals den Arm seiner Frau los und eilte mit langen Schritten auf den ungehorsamen Sohn zu, der alles um sich her vergessen hatte und ganz in den Anblick der Fische versunken war.

„Oskar!" erklang der Warnungsruf der Mutter.

Oskar erhob den Kopf, sah das drohende Antlitz des Vaters ganz in der Nähe und stürzte sich vornüber gegen den Rand des Sees. Doch der Vater packte den Jungen noch gerade rechtzeitig bei der Schulter, bevor er ins Wasser fiel. Diesmal hagelte es Schläge. Der aufgebrachte Mann schlug, wohin er traf. Oskar heulte laut auf und stand endlich wieder schluchzend auf den Füßen, während der Vater, dessen Zorn ausgetobt, sich die Stirn abwischte.

„Welche Rohheit!" erklang plötzlich neben ihm eine klare Frauenstimme. Ein Spaziergängerpaar war stehen geblieben. Ein junger, mit gewählter Eleganz gekleideter Herr, der eine sehr schöne, zarte junge Frau in heller Toilette am Arme führte.

„Welche Rohheit!" wiederholte sie, indem sie ihren feinen Sonnenschirm fester umklammerte.

Der Hüne ward rot und blau vor Aerger: „Mischen Sie sich gefälligst nicht in fremde Angelegenheiten! Das ist m e i n Sohn! Und mir steht doch wohl das Züchtigungsrecht zu, wenn er sich aus Eigensinn ins Wasser werfen will, um der Strafe für seinen Ungehorsam zu entgehen!"

Doch die Dame erwiderte vorwurfsvoll:

„Im Gegenteil, aus Furcht vor Ihnen wollte der arme Junge sich ins Wasser stürzen! Wissen Sie nicht, daß es feige ist, ein Kind, das sich nicht verteidigen kann, so in Schrecken zu versetzen?!"

Doch der Mann, der gewohnt war, seiner Familie gegenüber im selben Maße den Gewaltsherrscher zu spielen, wie er sich vor seinem Chef in Ergebenheit wand, wurde grob:

„Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Angelegenheiten! Ich bin ein Ehrenmann und weiß, was ich zu tun habe! Und überhaupt —"

Eine derbe, wohlgezielte Ohrfeige, die der junge, elegante Herr ihm versetzte, unterbrach diesen Entrüstungsausbruch und brachte den Hünen ins Wanken. Eine zweite und dritte, ebenso kräftige, bewiesen ihm, daß er seinen Meister gefunden habe: „Und da ist auch meine Karte," sagte der junge Mann ruhig und gelassen.

Doch der Hüne, der schwer atmete, nahm die Visitenkarte gar nicht an. Er war gänzlich außer Atem, und sein Selbstbewußtsein hatte ihn völlig verlassen. Er stand wie begossen da und wußte nicht, was er tun sollte.

„Komm, laß uns gehen!" mahnte seine verschüchterte Frau und nahm ihn beim Arm. Oskar folgte den Eltern auf den Fersen.

„Armer Kleiner!" flüsterte mitleidig die schöne Dame und strich dem Kleinen liebevoll über die Wangen, bevor sie mit ihrem Begleiter sich nach der entgegengesetzten Richtung hin entfernte.

Oskar, der nun Schritt für Schritt den schweigenden Eltern folgte, wagte vor Angst kaum zu atmen; seine Knie zitterten und seine kleinen Füße versagten ihm fast den Dienst. Am liebsten hätte er sich davongeschlichen, wenn er es gewagt hätte. — Aber zu seiner maßlosen Verwunderung rührte der Vater ihn zu Hause gar nicht an. Ja, er hat, als habe er den Jungen überhaupt nicht. Oskar drückte er sich aus dem Zimmer aus war unsicher und niedergeschlagen.

Das tägliche Leben nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, und das Ereignis auf dem Spaziergang am See ward mit keinem Worte mehr erwähnt. Oskar, ganz erfüllt von Schuldbewußtsein, befleißigte sich eine ganze Woche lang der musterhaftesten Artigkeit. Und die Nachbarn begannen sich bereits zu wundern, daß sie keine Schelteien und Schreie mehr hörten.

Acht Tage, ohne geohrfeigt zu werden, erschien Oskar ein schier märchenhafter Zustand, der seinem Kindesübermut neue Spannkraft verlieh. So begann er eines Mittags von neuem in dem engen Schlimmer sein beliebtes Ballspiel, das ihm in diesem Raume streng verboten war. Da, just in dem Moment, als der Vater die Tür öffnete, fiel der Ball auf eine unechte japanische Glasvase, die klirrend zersprang, so daß dem Eintretenden die Stücke vor die Füße fielen.

„Donnerwetter!" fluchte der Hüne, blaurot im Gesicht vor Zorn, indem er auf den kleinen Verbrecher zusprang und ihn rechts und links ohrfeigte.

Doch in Oskars Innerem ging im selben Augenblick eine merkwürdige Wandlung vor sich. Ein Gefühl der Auflehnung bemächtigte sich seiner, das sein früheres Angstempfinden völlig verdrängte, so daß er bei der dritten Ohrfeige sich trotzig aufrichtete und den Vater anschrie:

„Wenn Du mich jetzt nicht in Ruhe läßt, laufe ich fort — laufe ich zu der fremden Dame, die uns am See begegnet ist!"

Mit zusammengebissenen Zähnen stand der kleine Mann da. Er hatte seinen einzigen Trumpf ausgespielt und erwartete nun etwas Furchtbares — vielleicht gar den Tod! —

Der Vater trat einen Schritt zurück, erblaßte, zitterte, wandte sich um und verließ schweren Schrittes das Zimmer.

Klopfenden Herzens stand Oskar einige Augenblicke mit angehaltenem Atem da, dann schlich er dem Vater nach.

In der Küche fand er den Vater auf einem Schemel in der Ecke sitzend, das Haupt auf die Brust geneigt; und große Tränen rannen dem Hünen über die Wangen. Die Ueberheblichkeit, das tyrannische Selbstbewußtsein war in ihm gebrochen, seitdem er für seine Rohheit gezüchtigt worden war. Ihm war zum Bewußtsein gebracht worden, daß er in seinem Kinde einen Menschen zu achten habe. Und nun erhob sich dieser gegen ihn.

Beim Anblick des weinenden Mannes, den der Junge als seinen gewalttätigen Beherrscher bisher so gefürchtet hatte, krampfte sich sein kleines Herz zusammen, all sein eben erwachter Trotz schmolz hinweg, und ein tiefes, inniges Kindermitleid erfüllte ihn, gemischt mit aufrichtiger Reue über seine Missetaten.

Er eilte auf den Vater zu, schlang seine Aermchen um den Hals des Riesen, drückte seine weiche Wange an das borstige Kinn und bat mit stockender Stimme:

„Vater, nicht mehr weinen, ich will's auch sicher nicht mehr wieder tun!"

Und da küßte der Vater den Jungen — zum erstenmal.

Der Dieb.

Nach dem Schwedischen von Bert Sanders.

Sie hatten sich im Park auf eine Bank niedergelassen und betrachteten die untergehende Sonne.

„Weshalb willst Du gerade jetzt reisen? Kannst Du nicht zu Hause bleiben?"

„Du weißt, daß es notwendig ist," antwortete der Mann. „Der Direktor wünscht, daß ich reise, das habe ich Dir ja schon gesagt."

„Ich habe nicht gern so viel Geld im Hause, wenn Du fort bist. Wir wohnen ja so weit von der Stadt entfernt, und es ist nicht gerade behaglich, mit dem Mädchen allein zu sein."

Er lächelte sie an.

„Liebes Kind, ich bleibe ja nur einige Tage fort, und niemand weiß von dem Gelde."

Ihr Gesicht erhellte sich nun auch und bekam den jugendlichen Glanz zurück.

Die Bank befand sich vor einem dichten Gebüsch, und dahinter stand ein Mann, der das Gespräch mitangehört hatte. Er ward ganz unfreiwillig zum Lauscher. Sein Gesicht verfinsterte sich. Da saßen zwei Glückliche, zwei, die alles besaßen, was ihm fehlte: Glück und Wohlstand. Wilde Gedanken durchwühlten sein Hirn. Ist es wirklich ein Verbrechen, denjenigen etwas zu nehmen, die übergenug haben? Als sie sich erhoben und fortgingen, folgte er ihnen, die Augen auf ihre elegante Vermögenheitsfigur geheftet.

Sie sprachen miteinander. Jeden Augenblick hörte er ihr munteres Lachen, aber die Worte, die sein Ohr erreichten, deuteten er nicht; er war völlig ausgefüllt von seinen düsteren Gedanken. Eigentlich war es ja ein glücklicher Zufall, daß er die Unterhaltung belauschen konnte.

Man näherte sich der Stadt, und vom Rand das junge Paar vor einer hübschen, weißen Villa, die völlig in einen dichten Park eingebettet lag. Als sie in das Haus traten, ging er langsam vorbei. Er erschien völlig gleichgültig und uninteressiert.

Auf seinem Rückwege zur Stadt passierte er die Villa von neuem. Ein starker Bratenduft drang ihm aus dem offenen Küchenfenster entgegen, und das erinnerte ihn daran, daß er den ganzen Tag nichts gegessen hatte, daß er nicht eine Oere besaß, um sich etwas kaufen zu können. Er empfand die Bitterkeit der Armut und Einsamkeit, sein Inneres wurde hart, seine Gedanken wurden wild. Er stand wieder vor dem kleinen Park, wo er vorhin das glückliche Paar gesehen hatte, und ging hinein. Weshalb, wußte er nicht. Er traf mehrere Leute, beachtete sie aber nicht. Schließlich blieb er stehen, als ein kleiner Knabe ihm entgegengelaufen kam. Das Kind sah ihn mit ernsten und treuherzigen Augen an.

„Ist das Deine Börse?" fragte er und reichte ihm ein kleines, leeres Portemonnaie. „Es lag hier auf der Erde, und ich glaubte, Du hättest es verloren."

„Was soll ich damit?" erwiderte der Mann mit scharfem Lachen. „Ich habe ja kein Geld hineinzulegen."

„Hast Du kein Geld? Bist Du deshalb so traurig?"

Der Kleine stand lange und überlegte. Auch der Mann war stehen geblieben, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, und ohne die Frage des Jungen zu beantworten.

„Großmutter hat mir ein Fünferstück geschenkt," sagte er endlich, „und ich wollte mir entweder Pfefferkuchen oder Bleisoldaten dafür kaufen; aber nun werde ich es Dir geben."

Er reichte dem fremden Manne die Münze, der zweifelnd das errötende, eifrige Gesicht des Knaben betrachtete.

„Willst Du es nicht haben?" fragte der Kleine so erstaunt, daß er sich sofort beeilte, das Geld zu nehmen.

„Ich will jetzt nach Hause laufen. Ich hatte Mutter versprochen, nicht lange zu bleiben, und nun ist es schon ganz finster."

Das Geld in der Hand, schaute der Mann dem davoneilenden Kinde nach, dann betrachtete er die Münze und konnte es nicht fassen, weshalb ihm so wunderbar warm und weich ums Herz wurde.

Am nächsten Abend saß die junge Frau mit einem offenen Buch in ihrer efeuumrankten Villa. Dicht neben ihr saß ihr kleiner Sohn. Sie las ihm Märchen vor, und die großen, eifrigen Kinderaugen schienen jeder Bewegung ihrer Lippen zu folgen. Oft schaute sie hinab zu ihm und begegnete seinen ernsten Blicken. Plötzlich wandte sie sich um, eine Tür knarrte hinter ihr. Sie hörte ein Geräusch in der Küche. Ob Kristin vielleicht wieder die Tür offen gelassen hatte, als sie nach der Stadt ging? — Vor ihr stand plötzlich ein Mann in dünnen, zerlumpten Kleidern, mit finsterem, trotzigem Gesicht. Er stand auf der Schwelle, schaute ihr ins Gesicht, sprach jedoch kein Wort.

„Was wollen Sie?" stotterte sie.

„Sagen Sie mir, wo Ihr Mann sein Geld aufbewahrt. Sobald ich es habe, gehe ich wieder. Weiter brauche ich Ihnen wohl nichts zu sagen."

Der Mann zog einen Revolver aus der Tasche.

„Ich weiß nicht, von welchem Gelde Sie sprechen," kam es wieder stotternd.

„Weshalb sollen wir Komödie spielen?" drang er hart in sie.

„Ich weiß nicht, ob mein Mann Geld hat," sagte sie verzweifelt.

„Ich wäre vielleicht nicht hereingekommen, wenn die Tür nicht weit offen gestanden hätte. Doch nun, da ich einmal hier bin, will ich das Geld haben. Sie wissen, wo es sich befindet!"

Er trat einen Schritt näher und hielt ihr den Revolver entgegen. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, sie zitterte an allen Gliedern und konnte sich kaum aufrecht erhalten.

„Sagen Sie es sofort, oder ich schieße!"

„Mutter," rief der kleine Knabe, der erstaunt zuschaute. „Mutter!"

Beim Klang der Kinderstimme ließ der Mann die Waffe sinken. Jetzt erst sah er den Knaben. Das war ja der kleine Junge, der ihm sein Fünferstück gegeben hatte. Er war es ja, der auf Pfefferkuchen und Bleisoldaten verzichtet hatte, um dem armen Manne zu helfen, ihm, der kein Geld besaß, für die leere Börse. Und während er das Kind betrachtete, wurde sein Blick weich und der Revolver glitt langsam in seine Tasche.

Ohne ein Wort verließ er das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Sie hörten ihn durch die Küche gehen und dann die Tür laut zuschlagen.

„Das verstehe ich nicht," sagte die junge Mutter. Sie ging in die Küche und verschloß die Tür.

Lange grübelte sie über das sonderbare Gebaren dieses Menschen, ohne einen Aufschluß finden zu können.

In Südaustralien ist im letzten Jahrzehnt die Zahl der Pferde um 63,615, die der Rinder um 129,273, und die der Schafe um 1,196,619 gestiegen. Gegenwärtig kommt danach ungefähr ein Pferd auf je zwei Einwohner, vier Köpfe Rindvieh auf je fünf und fünfzehn Schafe auf jeden einzelnen Einwohner.

Französische Fliegeroffiziere sind mit der Abrichtung von Adlern beschäftigt, die als Angreifer auf feindliche Aeroplane dienen sollen. Anregung zu diesem Verfahren gab der tötliche Absturz des Fliegers Rogers, dessen Aeroplan, von einer größeren Seemöwe getroffen, das Gleichgewicht verlor und abstürzte.

Das in festen Zustand übergeführte Petroleum, das von Schiffsführern angelegentlich als Ersatz der Steinkohle für Dampfschiffe empfohlen wird, soll gegenüber dieser zweiundeinhalbmal mehr Hitze liefern. Es verbrennt wie jedes andere feste Heizmaterial, ist rauchlos und hinterläßt keine Asche.

— Zarte Andeutung. Hede: Denk' dir nur, der Provisor ist doch ein zu komischer Mensch. Was der für Einfälle hat! Neulich hat er behauptet, meine Zähne glichen Sternen, was mag er nur damit gemeint haben? Grete: Wahrscheinlich, daß sie eben nur nachts herauskommen!

Die kleinste deutsche Stadt ist Fürstenberg im Fürstentum Waldeck: Sie zählt 335 Einwohner und hat seit dem Jahr 1905 nur einen Zuwachs von 12 Einwohnern erhalten.

Die durch die Funkentelegraphie erzeugten elektrischen Wellen (Schwingungen) sind nahe verwandt mit den Lichtwellen. Beide pflanzen sich mit der gleichen Geschwindigkeit (300,000 Kilometer in der Sekunde) kugelförmig nach allen Seiten fort.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9550.
Rutscher Knabenanzug mit Knickerbockern.

Ein komfortabler praktischer Anzug für den kleinen Jungen. Lachsfarbiger Galatea, mit rotem Belag und weißer Litze wurde für dieses Modell benutzt. Das Modell eignet sich auch für Gingham, Linnen, Cordurroy, Serge oder Samt. Die Bluse ist nach sehr einfachen Linien gearbeitet, mit einem Coat-Schluß. Es hat einen flachen Kragen. Die Knickerbockers sind die reguläre Mode. Das Muster kommt in 4 Größen: 3, 4, 5 und 6 Jahre. Es benötigt 3½ Yards 27zoll. Stoff für die 4jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Nummer werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Bell Brust oder Taillenweite. — ....
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....